

Wörter und Menschen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1997)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mundart

Vornehm

Ein Kind, dem Tränen über die Wangen rollen, will in den meisten Fällen getröstet sein. «Muesch nöd weine» hörte ich da unlängst im Bekanntenkreis eine Mutter sagen, als ihr Bub einen Dreiangel in der Hose samt zerschundenem Knie beklagte. Dieses «weine» hat mich ein bisschen gestochen, weil es mir so ganz und gar nicht ins Ohr wollte. Ich stellte mich also auf den Standpunkt, im Dialekt sage man nicht «weine», sondern «brüele» oder «hüüle», allenfalls «briegge». Wenn man schon das hochdeutsche «weinen» im Dialekt verwende, dann müsse konsequenterweise ein «wiine» daraus werden, was ja dann auch wieder seltsam töne. Ich kam da aber an die «Lätze», wurde

mir doch beschieden, «brüele» oder «hüüle» seien so gewöhnliche Wörter und klängen so hart. Viel vornehmer sei da, auch in falscher Anwendung, «weine».

Gut, soll halt das Kind vornehm und halb hochdeutsch seinem Unbehagen Ausdruck geben, dachte ich bei mir – und spann dann doch den gedanklichen Faden noch etwas weiter. Was ist, wenn wir alles, was im Dialekt träf und treffend, wenn auch manchmal etwas rau, daher kommt, abschleifen und auf nobel trimmen? Der Lausbub, der stets «Seich im Grind» hat, wird dann wohl eines Tages nur noch so zu massregeln sein: «Immer hesch Urin im Haupt!»

Martin Hüster
(«Appenzeller Zeitung»)

Wörter und Menschen

Ein Wort macht Karriere

Die Wörter, immer wieder die Wörter! Planung zum Beispiel. Als das Wort hierzulande noch jung war, hiess es Landesplanung. Es war voller Aufklärung und redete den Dialekt der Vernunft. Unklug sei es, predigten seine Erfinder, die Stadt wuchern zu lassen. Sie sagten das so zwischen 1945 und 1955, als das Wort Agglomeration im Fremdwörterbuch noch fehlte und die Schweiz so um die fünf Millionen Einwohner hatte. Land meinte damals Volk und Heimat, was aber nicht bedeutete, für das ganze Land zu planen.

Dann erhielt die Planung akademische Weihe. Das Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung an der ETH entstand. Abgekürzt ORL. Das tönte so vertraut föderalistisch. Wie der politische Dreisprung: Gemeinde, Kanton und Bund. Und Leitbilder hatten wir auch damals. Die konzentrierte Dezentralisation

etwa, was nichts anderes war als der gute, alte eidgenössische Futterneid. Was ich nicht habe, soll auch kein anderer kriegen. Positiv ausgedrückt: von allem allen überall. Und dann sind wir gewachsen. Das Wort Agglomeration wurde zersiedelte Wirklichkeit, und auch die brave Orts-, Regional- und Landesplanung modernisierte sich. Raumplanung heisst das heute; Bundesamt für Raumplanung zum Beispiel.

Aber das neue Wort ist verräterisch. Jetzt planen wir nicht mehr Orte, Regionen und das Land, sondern den Raum. Nichts Handfestes mehr, sondern etwas Abstraktes. Welchen Raum denn? Den ländlichen? Den städtischen? Den politischen? Den Alpenraum? Wie wir's auch drehen und wenden: Immer drückt das Ganze durch. Die beschauliche Hierarchie des ORL-Denkens ist nur noch Folklore und Vollzugsnotstand. Vernetzt sind wir nun und damit im Netz gefangen. Der Drei-

sprung hinkt an Ort. Was wirklich geschieht, ist unfassbar und entschieden grösser als wir. Wir planen nicht, wir entscheiden nicht; aber beschlossen wird doch. Über uns und anderswo. Darum brauchen wir das abstrakte Wort «Raumplanung». Es muss das Unverständliche

in eine Hülse fassen, damit wir seiner wenigstens sprachlich habhaft werden. Dann sind wir wieder in der Lage, Pläne zu machen, Absichten zu haben, Versprechen zu geben.

Das nächste Wort heisst Krisenmanagement!
Benedikt Loderer

Unwörter

Schöne Worte für üble Dinge

Während sich deutsche Dichter, aus langem, tiefem Schlaf aufgeschreckt, urplötzlich über die dräuende Rechtschreibreform aufregen, kümmert sich eine Jury an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt um was viel Wichtigeres: um die Inhalte der Worte nämlich, nicht um ihre Rechtschreibung. Zum sechstenmal wird das «Unwort des Jahres» gesucht.

Na, da hätten wir doch auch was. Mein absoluter Hassfavorit ist *entsorgen* – ein Wort, das Hirn und Gewissen gleichermaßen vernebelt. *Entsorgen* ist prima: es impliziert, dass Sie mit einem Schwung alle Sorgen loswerden. Schwups, den Klärschlamm ins Ausland gebracht: *entsorgt!* Schwups 230000 Kühe geschlachtet, mit oder doch eher ohne BSE: *entsorgt!* Schwups den kaputten Liegestuhl auf die wilde Deponie in der Kiesgrube gekippt: *entsorgt!* Ein Wort wie Zauberei; kein Wunder, ist es in aller Munde.

Mein zweiter Wortfeind ist der allgegenwärtige *Shareholder value*, der Ablassbegriff für alle wirtschaftlichen Brutalitäten – wenn zum Beispiel in der Stadt Zürich in den letzten Jahren die Zahlungsbefehle von 71102 auf 95337 oder die Pfändungen von 26323 auf 36926 angestiegen sind, Pech für die armen Kerle, aber Sie wissen ja, der *Shareholder value*... Na klar doch.

Und bei einem Wort frage ich mich nicht erst seit diesem schrecklichen Jahr der Kinderschändungen, wie es jemals hat in den ernsthaften und offiziellen Sprachgebrauch übernommen werden können: *Pädophilie*. Das heisst, wörtlich über-

setzt, Liebe zum Kind. In keinem Zusammenhang ist das Wort Liebe wüster und zynischer missbraucht worden als in dem mit brutalster Gewalt an Kindern.

Christine Walch
(«*Sonntags Blick*»)

Das Unwort des Jahres: Diätenanpassung

2300 Wörter wurden eingesandt – Rekord! Eines davon schaffte es zum «Unwort des Jahres 1995»: Die *Diätenanpassung*. Mit dem schönfärberischen Begriff der Anpassung sollte die Erhöhung der Bezüge von Politikern heruntergespielt werden, begründete der Jury-Sprecher Professor Horst Dieter Schlosser das Ergebnis. Das erinnert an Bezeichnungen wie *Preiskorrektur*, *Entzerrung des Prestigegefüges* oder *Preisbereinigung auf der Verbraucherstufe* für die Tatsache, dass das Brot teurer wird.

Was lieben die Politiker nur im Plural? Die Diäten, richtig. Denn in der Einzahl müssten sie glatt verhungern. Diät bedeutet, dass jemand nicht soviel bekommt, wie er möchte. Sind unsere Politiker so gierig? Oder stammt die Bezeichnung noch aus der guten alten Zeit, da die Sitzungsgelder tatsächlich noch im «Wurst-Brot-Bier»-Bereich lagen?

Heute, in der Ära der professionellen Politmanager, ist schon die Bezeichnung ihrer ebenso professionellen Entschädigungen als Diäten unwortverdächtig. (Apropos Entschädigungen: Wer ist da eigentlich zu Schaden gekommen?)

Das unabhängige Gremium aus Sprachwissenschaftlern und -kritikern will mit